

Verlierer siegen auch

Wir sind für unsere Vergangenheit nicht verantwortlich, nur für den Umgang mit ihr: Aus der Geschichte lässt sich lernen, dass Besserwissen nicht hilft, Bessermachen aber schon. *Von Joachim Gauck*

rungen geherrscht haben müssen, die bis zu partieller Blindheit gingen, und eine unbedachte Bereitwilligkeit, die Katastrophe in Kauf zu nehmen. Extrem unverständlich erscheint es uns heute, dass die Eliten von 1914 den Krieg als reinigendes Feuer empfinden konnten, dass ihr Unbehagen an der Moderne positive Untergangspanthasien hervorbringen konnte.

Aber wissen wir es wirklich besser als die Akteure von damals? Oder wissen wir lediglich etwas mehr, nämlich wie die Geschichte weiterging? Robert Musil, selber im Ersten Weltkrieg Teilnehmer an den so absurden wie barbarischen Dolomiten-schlachten, hielt sarkastisch fest: „So also sieht Weltgeschichte in der Nähe aus; man sieht nichts.“

Dass wir heute vieles genauer sehen können, weil wir später dran sind, darf uns nicht zu Besserwisseri und Hochmut verleiten. Wenn zum Beispiel unsere Vorfahren von Vorurteilen gelehrt wurden: Mit welchem Recht und mit welcher Sicherheit können wir eigentlich glauben, dass wir nicht selber zeitgeistigen Plausibilitäten oder schlichten Fehlerurteilen aufsitzen? Mir ist zum Beispiel in Erinnerung, dass nicht nur Teile der Medien, sondern auch Lehre und Forschung im Westen die Erfahrungen mit der kommunistischen Herrschaft, die Konstruktion von Ohnmacht der vielen und die Übermacht der wenigen nur unzureichend darzustellen vermochten.

Historisch gebildet zu sein heißt doch eigentlich: seiner Endlichkeit, seiner Fehlbarkeit und der Offenheit der Geschichte

eingedenk zu sein. Eines lernen wir aus der Geschichte auf jeden Fall: Es gibt meistens Gewinner und Verlierer. Der junge Mann, von dem Kempowski erzählt, der, ohne Zweifel ein Verlierer, schwer geprüft nach Göttingen kommt, wo für ihn nach aller Lebensfinsternis die Sonne scheint. Hadert er endlos mit seinem unverdienten Schicksal? Sinnt er auf Rache? Nein, er bleibt nicht der Gefangene seiner Vergangenheit. Indem er sie gestaltet, wird er zum Gewinner: Er schreibt die Erinnerungen an seine Gefangenschaft auf, führt Interviews mit seiner Mutter und mit Verwandten, sammelt die verlorenen Bücher seiner Kindheit. Er, der schullos acht Jahre seines Lebens im Zuchthaus verloren hat, wird zu einem unermüdlichen Sammler, zum Historiker und Erzähler, zuerst seiner selbst, dann seiner Familiengeschichte, dann der Geschichte der Deutschen in diesem Jahrhundert. Aus dem Verlierer, aus dem Opfer wird aus eigener innerer Kraft der Schriftsteller Walter Kempowski, der mit dem „Echolot“ und der „Deutschen Chronik“ ein Werk schafft, das auch international nicht seinesgleichen hat.

Und wo steht geschrieben, dass Verlierer immer Verlierer bleiben müssen? Und kommt nicht tatsächlich alles darauf an, wie im Nachhinein mit der Niederlage umgegangen wird – und im Übrigen auch mit dem Sieg? Da ist zum Beispiel die Geschichte der Industrialisierung. Uns steht einerseits das Tempo des Fortschritts vor Augen, mit den Eisenbahnen, den großen Fabriken, den Erfindungen des Funks,

dem Verlegen der ersten Seekabel und so weiter – und andererseits die Berichte über das erbärmliche soziale Elend. Da gab es ohne jeden Zweifel echte Verlierer und Verlorene, Mühselige und Beladene, Erniedrigte und Beleidigte. Und doch war dies auf lange Sicht ein wichtiger Ausgangspunkt für eine ungläubliche Verbesserung der Lebensumstände für alle, die weltgeschichtlich ohne Beispiel ist. Kein König hat um 1800 so leben können wie der durchschnittliche Europäer im Jahre 2014.

Manchmal sieht ja auch der Verlierer wie ein Sieger aus und umgekehrt. Wir Westeuropäer sprechen zum Beispiel vom Ersten Weltkrieg als der „Urkatastrophe“ des Jahrhunderts – unabhängig davon, ob wir in England oder Frankreich zu den Siegern oder in Deutschland zu den Verlierern des Krieges gehören. Bei anderen ehemaligen Kriegsteilnehmern aber denkt man ganz anders. Die Polen, Tschechen, Slowaken, Serben, Kroaten, Esten, Letten und Litauer können keineswegs von einer „Urkatastrophe“ sprechen, da doch ihre Staaten oder Staatenbünde erst durch den Ersten Weltkrieg gegründet oder wiedergegründet werden konnten. Die neuen Nationen sind also Gewinner, obwohl die aus ihnen stammenden Soldaten oft auf Seiten der Verlierer-Imperien gekämpft hatten.

Und wie geht man mit dem Verlieren um? Nehmen wir Deutschland nach 1918. Auf der einen Seite spürt man so etwas wie ein Aufatmen, als mit der Niederlage endlich die Republik und die Demokratie kommen. Aber es drücken schwer die Reparationen, die der Versailler Vertrag dem Land auferlegt hat. Und es drückt schwer die als ungerecht empfundene Behauptung, der Alleinschuldige am Krieg gewesen zu sein. Diese Hypothek lastet auf der jungen Republik. Die soziale Not der Wirtschaftskrise tut ein Übriges. Rachephantasien wachsen, von rechts und links wird die schwache Republik angegriffen. So eroberten Hitler und die Nazis ein Land, das mit sich nicht ins Reine gekommen war.

Wie anders geht das Land nach 1945 mit der Niederlage um! Da blieb kein Raum für Lebenslügen wie 1918. Weder der Verlust von Gebieten noch Reparationszahlungen führten zu so bedeutenden revanchistischen Kräften, dass sie dauerhaft politisch durchsetzungsfähig gewesen wären. Aber das Land konnte mit der Niederlage auch deshalb anders umgehen, weil es von den Siegern schon bald wieder in den Kreis der möglichen Partner aufgenommen wurde. Eine entschiedene Haltung der ausgestreckten Hand seitens der Sieger hat – zunächst für einen Teil unseres Landes – zu einer glücklichen neuen Geschichte geführt.

Von Gewinnern und Verlierern hat man auch im Zuge der deutschen Wiedervereinigung gesprochen. Ich kann das nur sehr bedingt nachvollziehen. Wo für alle Freiheit anbricht, wo für alle Freizügigkeit, Recht und demokratische Mitwirkung ermöglicht werden, wo für alle die Chance eröffnet wird, sich frei zu entfalten, da kann doch vom Verlieren eigentlich nur reden, wer Privilegien eines Unrechtsstaates genossen hat. Neben der politisch gewollten Ablösung der politischen Eliten und ihres sehr kleinen Herrschaftszentrums musste eine sehr große Zahl Beschäftigter in Funktionsebenen der öffentlichen Verwaltungen, des Parteiapparates, von Polizei, Militär und Geheimdienste in eine unsichere Zukunft überwechseln. Dabei ist weniger der Verlust an materieller Sicherheit als der Verlust einer sich über zwei Generationen herausgebildeten Rollensicherheit von Bedeutung für die Lebensgefühle der Betroffenen. Auch wer sich als eher unpolitischer Zeitgenosse an die Defizite mit der Zeit gewöhnt hatte und sich privat in den berühmten „Nischen“ sein Leben lebbar gemacht hatte, war dann, als sich alles änderte, häufig überfordert vom neuen System. Aber alles in allem sind die Deutschen und insbesondere die Ostdeutschen insgesamt Gewinner der Vereinigung.

In der Dialektik von Gewinner- und Verlierergeschichte werden immer wieder zwei Muster offenbar, die zu den grundlegenden abendländischen Erlebnis- und Erzählmustern gehören und die bis heute prägend sind. Sie haben beide eine christliche Wurzel. Da ist einmal die Geschichte des absoluten Verlierers, der, selber gewaltlos und friedlich, unschuldig verhaftet und sogar hingerichtet wird. Von den religiösen und staatlichen Autoritäten vernichtet. Seine Anhänger verzagt, verstreut, verloren. Doch wenig später entsteht in ihrem Kreis die Botschaft, er sei von den Toten auferweckt worden, also von Gott selbst gerechtfertigt. In dieser Geschichte des Jesus von Nazareth findet der denkbar größte Umschlag von Niederlage in Sieg statt. Diese Geschichte trat nun selber einen Siegeszug an. Erzählt von einer kleinen, verfolgten Verlierer-Sekte, eroberte sie das römische Weltreich. Dass das unschuldige Leiden nicht vergeblich erlitten wurde, dass es einen Sinn hat und Rechtfertigung erfährt, war eine Hoffnung, der sich Menschen seither gerne hingaben. Die Schuld- und Leidenerfahrung kann zu Einsicht, Reifung, dann zu Versöhnung und neuem Anfang führen – eine Geschichte, wie sie etwa in der Bibel vom verlorenen Sohn erzählt wird. Leid muss nicht sinnlos sein, es kann zu Läuterung, Besinnung, neuem

Selbstvertrauen führen. Wir alle lieben deshalb auch die Epen, in denen Helden ein schweres Schicksal erleiden, daran zu scheitern drohen, aber alle Widrigkeiten besiegen und aufstehen.

Was aber ist mit den Opfern, die keine Zukunft mehr hatten, was ist mit den endgültigen Verlierern der Geschichte, mit den Opfern von Völkermord und Holocaust, von Krieg, von Naturkatastrophen, Hungersnöten und Epidemien? Die ein metaphysischer Trost nicht erreicht? Hier auf können Historiker aus ihrem Beruf heraus keine Antwort geben. Aber diese Fragen könnten doch die Geschichtsschreibung durchaus begleiten. Den Marginalisierten, Unterdrückten, Geschlagenen kann die Geschichtsschreibung keinen Sinn zusprechen, aber ihnen ihre Würde lassen, wenn sie ihre Stimmen zu Wort kommen lässt.

Andererseits frage ich mich manchmal, ob die Geschichte nicht dabei ist, über die Gegenwart und die Zukunft zu siegen. Hat man noch vor nicht allzu langer Zeit anklänge von der „Geschichtslosigkeit“ oder „Geschichtsvergessenheit“ der Gegenwart gesprochen, so scheint mir heute geradezu das Gegenteil zuzutreffen. Unaufhörlich, so sieht es aus, sind wir mit der Geschichte, sind wir mit Jubiläen, Gedenktagen, Erinnerungen und Denkmälern oder Denkmalplanungen konfrontiert. Wo ist nur die Zukunft hin?

Oft haben wir den Eindruck, sie käme zusammen von allein, mit rasender Geschwindigkeit, sei im Grunde das Werk einiger weniger Ingenieure, Softwarefirmen, Investoren und vielleicht auch noch von Politikern. Auch ist die Welt heute so komplex geworden, dass die Folgen vieler Entscheidungen gar nicht mehr abzusehen sind. Aber die Zukunft kommt nicht von selbst. Sie wird von Menschen gemacht oder von Menschen verhindert. Wer die Hand in den Schoß legt und glaubt, die Zukunft würden für ihn schon andere gestalten, landet schnell auf der Verliererstraße.

Alles, was wir heute so sehr genießen, Frieden, Freiheit, Wohlstand – ist zerbrechlich und endlich. Wie alles Menschenwerk. Es muss verteidigt, erneuert, neu errungen werden. Es gibt kein Ende der Geschichte. Wir haben es, zu einem Teil wenigstens, auch in der Hand, dass das Spiel dieser Welt weniger Verlierer und mehr Gewinner haben kann. Es liegt auch an uns, ob wir auf Kosten anderer siegen oder ob wir dafür sorgen, dass möglichst viele zu Gewinnern werden. Es liegt auch an uns, dass Verlierer eine neue gerechte Chance bekommen.

Der Bundespräsident hat diese Rede, die wir in Auszügen dokumentieren, zur Eröffnung des Historikertags in Göttingen gehalten.

Schottland braucht, was jedes Volk Europas braucht

Nach der Abstimmung: Nur ein radikaler Wandel des politischen Systems führt zum Ziel / Von John Burnside

„Die Frage, was bei uns alles falsch läuft, ist sehr leicht zu beantworten“, schrieb Gore Vidal im Jahr 1992. „Nicht so leicht zu beantworten ist die Frage, wie das, was falsch gelaufen ist, korrigiert werden kann.“ Natürlich sprach Vidal von den Vereinigten Staaten, aber seine Worte treffen eigentümlicherweise auch auf Schottland zu. Für alles, was bei uns falsch läuft, haben wir Schotten immer eine simple Erklärung parat. Diese Erklärung heißt, kurz gesagt, England – und so bestand die Lösung unserer zahlreichen Probleme logischerweise darin, das englische Joch abzuschütteln und unseren eigenen Weg zu gehen. Ein unabhängiges Schottland würde sich wie durch ein Wunder in ein freies und blühendes Land verwandeln. Sobald wir nicht mehr von Westminster regiert würden, wäre es unser Land, unsere Gesellschaft wäre gerechter, und die Erlöse aus den gigantischen Ölvorkommen in der Nordsee würden für Bildung, Gesundheit und die Künste aufgewendet sowie, das allergrößte Wunder, für eine Nationalmannschaft, die vielleicht sogar wieder einmal an einer Fußball-Weltmeisterschaft teilnehmen würde.

Heute ist dieser Traum fürs Erste ausgeräumt. Eine Mehrheit der Wähler hat die Frage „Soll Schottland ein unabhängiges Land werden?“ mit Nein beantwortet, und Alex Salmond, der seine Partei in die Niederlage geführt hat, entschloss sich zu einem honorigen Rücktritt. Manche würden sagen, dass es zu spät für honorige Gesten war, dass Salmond sich mit seinem ruppigen Politikverständnis, besonders in Sachen lokaler Selbstverwaltung und Ökologie, als ganz gewöhnlicher Politiker erwiesener hat (eine Charakterisierung, die für viele von uns fast schon eine Beleidigung ist, kaum besser als „Lakai der Wirtschaftsbosse“ oder „Lügenbold“), als ein Erster Minister, der sich bestens versteht mit „Freunden“ wie Rupert Murdoch, Fred Goodwin, Brian Souter, Jim McColl und Donald Trump (der nach Salmonds Rücktritt twitterte: „Das schottische Volk hat gesprochen – eine großartige Entscheidung. Ich wünsche Alex Salmond alles Gute und freue mich auf unsere nächste Golfpartie in Aberdeen“).

Und genau darin liegt das Problem, dem die Freunde simpler Antworten im Laufe der Referendumskampagne ausgewichen sind. Tatsächlich wären die Schotten nicht freier oder gleicher, wenn sie beschlossen hätten, sich nicht von Westminster, sondern von Holyrood regieren zu lassen. Selbst wenn das Ja-Lager einen erdrosselnden Sieg erzielt hätte, würden Schottlands subventionierte Felder und Moore weiterhin denselben zweihundert Familien gehören, dieselben Unternehmen und Großgrundbesitzer würden weiterhin unsere Energie-, Gesundheits- und Fiskalpolitik bestimmen, und dieselben



Schotte, Schriftsteller, Skeptiker: John Burnside, Jahrgang 1955. Zuletzt erschien sein Roman „Haus der Stimmen“. Foto Helmut Fricke

Berufspolitiker würden uns weiterhin dieselben alten Märgen aufsitzen. Unsere Medien würden weiterhin einseitig und voreingenommen berichten, besonders in Umweltfragen.

Natürlich könnte man sagen, dass Schottland sich darin nicht von jedem anderen Land unterscheidet, das im Neoliberalismus versunken ist. Andererseits wurden in den letzten Monaten ungewöhnliche Hoffnungen geweckt, die mich zuweilen an Obamas ersten Wahlkampf erinnern. Hätte Schottland mit Ja gestimmt, wäre es vermutlich der Illusion erlegen, dass wir durch die bloße „Unabhängigkeit“ bereits die ersehnten politischen Ziele erreicht haben, auch wenn das nicht von einer Partei oder einem Politiker verfügt werden kann. Jedenfalls nicht in dem gegenwärtigen politischen System. Nicht der Regierungssitz muss sich ändern, sondern die Art und Weise, wie Politik gemacht wird. Kurzum, Schottland braucht, was jedes Volk braucht: ein neues System, nicht eine heroische Illusion, die die hässliche Mechanik des „Business as usual“ theatralisch verdeckt.

Auch wenn es merkwürdig klingt: Was mich an diesem Referendum am meisten erstaunt hat, war der Blick intelligenter, wohlmeinender Leute, die ihre Ja-Stimme abgaben, als würde das etwas ändern. Die für etwas stimmten und nicht bloß das schlimmere von zwei Übeln verhindern wollten (eine Praxis, auf die auch kein Verlass mehr ist, seit die Liberaldemokraten zum Entsetzen von taktischen Wählern eine Koalition mit den Konservativen eingegangen sind). Uns allen sollte inzwischen klar sein, dass das politische

System korrupt ist – und die meisten Menschen wissen das auch, wenn man den jüngsten Debatten glauben darf. Wen immer wir wählen, das Sagen haben die großen Unternehmen, die Banken und die Großgrundbesitzer. Das gilt für die Parlamentswahlen, und es musste, unabhängig vom Ausgang, auch für das Referendum gelten. Wir sollten uns darüber im Klaren sein, statt uns Illusionen von Freiheit und Gerechtigkeit für alle hinzugeben.

Wie geht es in Schottland nun weiter? David Cameron hat Schottland mehr Befugnisse versprochen (machte nach dem „Sieg“ aber schon einen Rückzieher) und erklärt im gleichen Atemzug, dass England ebenfalls mehr „Unabhängigkeit“ brauche. Derlei Zusagen sind natürlich wenig relevant. Die eigentliche politische Aufgabe besteht darin, radikale Veränderungen herbeizuführen, damit die großen Fragen unserer Zeit in Angriff genommen werden können. Aus meiner Sicht kann man diese unter zwei allgemeine, eng miteinander zusammenhängende Überschriften stellen: Ökologie und Demokratie. Und die SNP-Regierung hat uns ungeachtet aller Rhetorik vor Augen geführt, dass diese Fragen in dem gegenwärtigen politischen System nicht angepackt werden, nicht angepackt werden können. Wir brauchen keine kühnen Illusionen, sondern echte Veränderungen.

Ich weiß nicht, wie lange es noch dauert, bis wir erkennen, dass diese Veränderungen nicht möglich sind ohne seismische Umwälzungen in der Art und Weise, wie Politik gemacht wird, und dass sich real nichts ändern wird, solange wir nicht bereit sind, diese Veränderungen herbeizuführen. Ich glaube nicht, dass die Leute

nur deswegen gegen die Unabhängigkeit gestimmt haben, weil ihnen das Risiko zu hoch erschien (wie der pathetische Slogan der Labour Party lautete). Ich vermute, viele haben die Rhetorik durchschaut und der Regierung die Quittung für ihre schlechte Politik erteilt. Ich weiß, wenn auch nur aus beiläufigen Gesprächen, dass viele ökologisch interessierte und engagierte Menschen die angeblich grüne Energiepolitik der Regierung und ihre Haltung zum Naturschutz in Frage stellen. Andere argwöhnten vermutlich, dass die Unabhängigkeit einzig durch die Öl- und Gasvorkommen in der Nordsee finanziert werden sollte. Vielleicht war es so, dass viele den üblichen lockeren Versprechungen einfach nicht geglaubt haben.

Und vielleicht klammere ich mich an einen Strohhalm, aber das Nein macht mir Hoffnung. Da wir von Obamas Präsidentschaft unter anderem gelernt haben, dass Rhetorik nicht zu Gleichheit oder Gerechtigkeit oder sauberer Energie führt, haben wir die Rhetorik zurückgewiesen, mit der die SNP uns glauben machen wollte, Unabhängigkeit sei quasi Freiheit. Nun müssen wir weiterhin Nein sagen, weil es um mehr geht. Am 18. September hat Schottland dem Versprechen einer schönen, aber illusorischen Freiheit eine Absage erteilt. In den kommenden Monaten und Jahren werden wir all die anderen minderwertigen Produkte ablehnen müssen, von Parteien bis Zahnpasta, die man uns schmackhaft machen will, und auf diese Weise, Schritt für Schritt, einen offenen Raum schaffen, in dem wir darüber diskutieren, „wie das, was falsch gelaufen ist, korrigiert werden kann“.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbrok**.

Der Salzsieder

Facettenreich: Der Schriftsteller Ralph Dutli wird sechzig

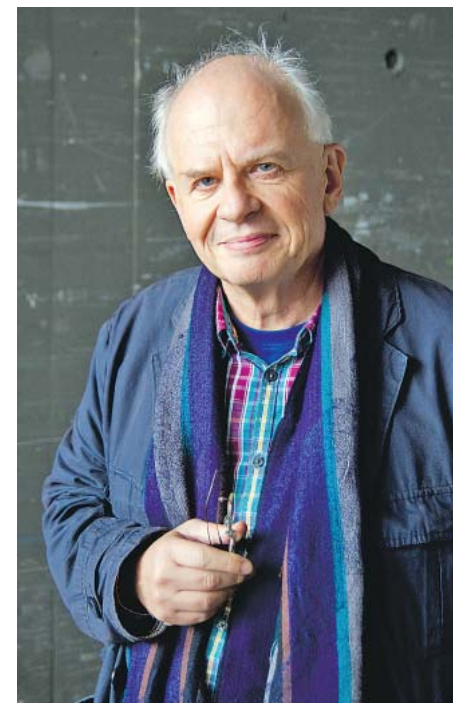
In der vergangenen Woche stellte Ralph Dutli beim Rheingau Literaturfestival sein neues Buch vor. Sein Buch? Ja, obwohl er „Das Liebesbestiarium“ gar nicht selbst geschrieben hat. Aber diese Sammlung altfranzösischer und provenzalischer Prosa und Lyrik aus dem dreizehnten Jahrhundert macht Dutli sich ganz zu eigen – nicht nur, weil er sie erstmals überhaupt ins Deutsche übersetzt und in einem umfangreichen Essay kommentiert hat, sondern auch, weil er sie auf eine Weise vorzutragen versteht, die ihresgleichen nicht hat: Dutlis Stimme verändert sich beim Rezitieren zu einem tieferen Ton, als wollte sie deutlich machen, aus welcher abgründigen Quelle er diese Funde hat bergen müssen. Und im expressiv-emotionalen Spektrum vom Grollen bis zum Jubilieren zeigt er sie uns als absolut modernen oder besser gesagt: als zeitlosen Lesegegenstand.

Dutli hat fast Jahrzehnte verstreichen lassen, ehe er seinen schon zu Pariser Studienzeiten gefassten Plan, diese vergessenen Texte wieder aufleben zu lassen, tatsächlich umsetzte. Erst erschienen 2010 die „Fratrasien“, karnevaleske Gedichte aus der nordfranzösischen Stadt Arras, und nun eben das „Liebesbestiarium“. Verwundert ist er, dass niemand ihm zuvorkam, und die entsprechende Vorsicht gebietet es ihm, aus dem bereits ins Auge gefassten dritten Band mit Übersetzungen hochmittelalterlicher Texte noch ein Geheimnis zu machen. Erst einmal ist ohnehin ein Roman zu beenden, der in Mantua angesiedelt werden soll.

Es wird erst der zweite Roman des 1954 in Schaffhausen geborenen, seit zwanzig Jahren aber in Heidelberg lebenden Schweizer Schriftstellers sein. Aber was heißt „erst“? Nicht nur, dass „Soutines letzte Fahrt“, sein letztjähriges Debüt als Romancier, mit Preisen überschüttet und Dutlis erfolgreichstes Buch wurde, er hätte in den Jahrzehnten zuvor auch gar nicht die Zeit dazu finden können, denn erst einmal galt es für den Slawisten und Romanisten das Werk und Leben eines anderen Schriftstellers an die deutschen Leser zu bringen: Dutli gab Ossip Mandelstams zehnbändige Werk-

ausgabe heraus, und nach deren Abschluss schrieb er noch die Biographie des 1938 im Gulag gestorbenen russischen Dichters: „Meine Zeit, mein Tier“, ein literarisches wie kulturgeschichtliches Meisterwerk.

Außerdem publizierte Dutli mehrere hochgelobte Bände mit eigenen Gedichten, schrieb Großessays zum Beispiel über Bienen und Oliven und produzierte für den Hessischen Rundfunk eine legendäre russische Literaturgeschichte, die es nur als Hörbuch gab, weil sie ohne seine Stimme nicht vorstellbar ist. Er nimmt eben sein eigenes Gedicht „Poeten sind Salzsieder“ wörtlich und würzt die deutsche Literatur: „das Urmeer der Poesie / hinterließ dir diesen Salzstock / unverderbliche Bilderkristalle“. Ralph Dutli, dieser vielseitigste Schriftsteller der deutschen Sprache, findet und erfindet sie: „der Sieder gewinnt sein / persönliches Salz“. Heute feiert er seinen sechzigsten Geburtstag. ANDREAS PLATTHAUS



Ralph Dutli Foto Ekko von Schwichow/schwichow.de

Kapellmeistertugend

Ein neuer Musikchef für Hannover

Der junge kroatische Dirigent Ivan Repušić wird Generalmusikdirektor an der Staatsoper Hannover. Er tritt sein Amt als Nachfolger von Karen Kamensek mit der Spielzeit 2016/17 an. Repušić hat das Kapellmeisterhandwerk traditionell von der Pike auf gelernt. Er war als erster Kapellmeister in Hannover engagiert und in gleicher Funktion an der Deutschen Oper

Berlin. Sein Dirigierstudium absolvierte er an der Musikakademie in Zagreb bei Igor Gjadrov und Vjekoslav Šutej, später belegte er Masterclasses bei dem berühmten finnischen Dirigentenzerlehrer Jorma Panula, folgten Assistenzen bei Kazushi Ono und Donald Nunnicles sowie Gastdirigate in Hamburg, Dresden, Brüssel und Berlin. Seit 2006 leitet Repušić das Kroatische Nationaltheater in Split als Chefdirigent und Operndirektor. Außerdem trat er als künstlerischer Leiter der Festivals in Split und Dubrovnik hervor. F.A.Z.